

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 22 (2015)
Heft: 244

Artikel: Ungeduldsvermutung
Autor: Riedener, Corinne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884365>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

UNGEDULDSVERMUTUNG

Warten, Geduld haben,
irgendwo anstehen:
Das ist definitiv out im Jahr
2015. Höchste Zeit, es
wieder neu zu lernen.
von Corinne Riedener

Kinderspiel, dachte ich, als ich Anfang März beschloss, die nächsten zehn Tage jeweils 30 Minuten lang irgendwo nichts zu tun. Warten, so der simple Plan, jeden Tag an einem anderen Ort und das mindestens eine halbe Stunde lang. Ohne Smartphone oder Buch, ohne Zeitung, Stift und Papier. Tja ... hätte ich das listige Grinsen meiner Redaktionskollegen damals hinterfragt, wäre ich vielleicht besser auf dieses Experiment vorbereitet gewesen. Oder ich hätte gleich von Anfang an bleiben lassen – was allerdings schade gewesen wäre, denn es hat, zumindest in persönlicher Hinsicht, einiges ins Rollen gebracht.

An dieser Stelle seien zwei Dinge noch gesagt: Dieser Text ist keineswegs eine wissenschaftliche Abhandlung, sondern ein Sammelsurium von Wartegedanken, ein Logbuch der Untätigkeit. Es sind persönliche Überlegungen. Ausserdem konnte ich von den geplanten zehn Warte-Sessions nur sechseinhalb durchziehen – was aber nur bedingt am Warten selber lag. Schuld war eher die mangelnde Disziplin beziehungsweise die eine oder andere Ausrede, mit der ich mich vor dem Nichtstun gedrückt habe.

Calatrava-Halle: Abgefahren

Ich begann vorsichtig, suchte mir bewusst eine typische Warteumgebung: Marktplatz Bohl. Die Bänke dort sind schliesslich zum Warten gemacht, sagte ich mir, und setzte mich gegen elf Uhr morgens mit einem Kaffee unter Calatravas Skelett. Notizbuch und Telefon blieben brav in der Tasche. Die Kopfhörer ebenso, nur auf die Zigaretten wollte ich nicht verzichten. So sass ich da, mitten drin im vormittäglichen Trubel, wartend und rauchend, Busse und Menschen musternd, wie sie zielstrebig ihren Pflichten nachgingen.

Ich war recht zuversichtlich. Etwa siebeneinhalb Minuten lang. Bis ich meine Hand ertappte, wie sie instinktiv zur Tasche griff, wo mein Telefon im Flugmodus vor sich hinschlummerte. Finger weg!, erinnerte ich mich gerade noch rechtzeitig und versuchte mich wieder aufs Nichtstun zu konzentrieren. Minuten später kämpfte ich bereits wieder mit dem gleichen Reflex. Dann nochmals. Und kurz darauf: schon wieder. Fluchend realisierte ich, wie meine Laune kippte.

Ernsthaft?! Lumpige 15 Minuten und schon grantig? Nicht, dass ich nicht damit gerechnet hätte. Allerdings bin ich davon ausgegangen, dass es länger dauern würde, bis sich gewisse Verhaltensmuster bemerkbar machen. Und die Tatsache, dass ich meinen Irrtum erkannt hatte, machte das Ganze erst richtig tragisch, denn von nun an konnte ich nur noch an eines denken: Lesen, jetzt! Sehnsüchtig dachte ich an mein Smartphone, an die Magazine und die sexy Bücherbeige auf meinem Nachttisch. Ich wollte Buchstaben, ums Verrecken, und zwar jede Menge. Beinah geifernd sass ich da, wenn jemand mit einer Zeitung oder einem Prospekt unter dem Arm an mir vorbeiging. Hätte mir jemand eine Gratis-Bibel andrehen wollen, sie wäre tatsächlich eine Erlösung gewesen.

Zehn Minuten später kam zum Glück die Erlösung, wenn auch in Gestalt eines Menschen: «Sorry, häschmer du ächt chli Münz?» Da ich keines dabei hatte, spendierte ich uns stattdessen eine Zigi und verbrachte meine letzten fünf Minuten am Bohl mit jemandem, der dort fast den ganzen Tag verbringt. Er und seine Kollegen hatten sich schon gewundert, dass ich bei dieser Kälte immer noch draussen sitze. Weisst du, sagte er, nachdem ich ihm von meinem Warte-Experiment berichtet hatte, die Leute sitzen hier für gewöhnlich nur so lang, bis der nächste Bus kommt, abgesehen von uns. «Unserer, der ist nämlich abgefahren.»

Bahnhof: Deklassiert

Ich dachte lange nach über diese Bemerkung. Hat Warten viel mit dem sozialen Status zu tun? Kann man Wartende unterteilen in auf den Bus-Wartende und auf den Chauffeur-Wartende? Tendenziell ja, würde Max Horkheimer, der deutsche Philosoph und Mitbegründer der Frankfurter Schule, wohl sagen. «Im genauen Verhältnis zur sozialen Hierarchie steht das Wartenmüssen. Je weiter oben einer ist, umso weniger muss er warten», schrieb er 1934 über die sozialpolitische Dimension des Wartens. «Der Arme wartet vor dem Fabrikbüro, auf dem Amt, beim Arzt, auf dem Bahnsteig. Er fährt auch mit dem langsameren Zug. Eine Verschärfung des Wartens ist es, wenn man dabei stehen muss; die letzte Wagenklasse in den Zügen ist gewöhnlich überfüllt, und viele stehen darin. Ar-

beitslose warten den ganzen Tag.» Horkheimer sah das Warten in allen Epochen als «Lebensmerkmal der beherrschten Klasse» an. Das zu erörtern habe die bürgerliche Gesellschaft jedoch verpasst, so seine Kritik, «dieses Wissen gehört nicht zum Geschäft der kapitalistischen Philosophie».

Zum Teufel mit den Arbeitslosen, schoss es mir durch den Kopf. Was ist denn mit den gut 51 Millionen Menschen, die heute weltweit auf der Flucht sind? Sie verbringen manchmal Monate oder sogar Jahre in irgendwelchen Zeltstädten, hausen in Containern und Bruchbuden nahe der Grenze zum Nirgendwo. Ich schaute mich um. Die Bahnhofshalle rumorte, es war pumpenvoll an diesem Nachmittag. Sie erinnerte mich an den *Wartesaal IV*. Klasse aus dem gleichnamigen Artikel des Schriftstellers und Journalisten Joseph Roth: «Um Mitternacht füllt er sich mit Menschen, die von Beruf heimatlos sind: Zigarrenrestesucher und Strassenmädchen und so», schrieb er 1920 in der «Neuen Berliner Zeitung». Und weiter: «Oh, die Polizei! Manchmal kommt ein Bahnpolizist mit einer weissen Armbinde und fragt, ob die Herrschaften «wirklich reisen». Man reist nicht wirklich: Man löst nur eine Fahrkarte vierter Klasse bis zur nächsten Station, um im Wartesaal sitzen zu können.»

Heute, 25 Jahre später, schliesst die Bahnhofshalle schon um 22 Uhr. In St.Gallen jedenfalls.

Heiligkreuz: Abgehärtet

«Er ist der einzige, der die Zeit totschlagen kann», hieß es in einem der Chuck Norris-Witze, die ich kürzlich irgendwo gelesen hatte. Chuck Norris, der amerikanische Kampfsportler und Actionheld, ist derzeit wohl der einzige lebende Running-Gag mit Weltruhm. Kürzlich beging er seinen 75. Geburtstag. Zum 87. Mal – höhö. «Chuck Norris schläft nicht, er wartet», las ich an einem anderen Ort. Klarsicher tut er das! Chuck Norris ist schliesslich der ultimative King of the Siebensiechen – besser als der liebe Gott. Sogar besser als Buddha, Yoda, Lucy Liu und Mr. Satan zusammen. Chuck Norris kann alles, sogar warten. Die ganze Nacht lang. Und erst noch mit einem Kopfkissen unter seiner Knarre.

Dieses Übermenschentum erinnerte mich an die 36 Kammern der Shaolin, den Martial-Arts-Kultstreifen der Shaw-Brothers aus den späten 70er-Jahren. Liu Yu Te, ein junger Rebell, sucht darin Zuflucht in einem Shaolin-Kloster und lässt sich dort zum Kung-Fu-Master ausbilden. Dabei muss er 35 verschiedene Kammern durchlaufen, die 36. ist für Laien und wird erst später, dank ihm, eingeführt. Und wie Daniel-San 1984 in *Karate Kid* muss auch Liu Yu Te taglang die immerselben Bewegungsabläufe repetieren.

«Auftragen, polieren. Auftragen, polieren.» Im Film mag es noch ganz vergnüglich sein, wenn Sensei Myagi seinen Daniel-San mit diesen Worten drillt. In der Realität allerdings nagt das monotone Wiederholen ganz ordentlich am Geduldsfaden. Nach fünf Jahren Thaiboxen weiß ich, wovon ich rede. Jetzt, drei trainingsfreie Jahre später, lässt zwar die Kondition zu wünschen übrig, doch die Technik sitzt nach wie vor – dank der unzähligen Wiederholungen, die sich im Lauf der Zeit ins bewegungsmotorische Gedächtnis eingebrennt haben.

Geduld hat deshalb auch mit Ausdauer zu tun – und mit Besinnung. Nicht umsonst lautet die sechste der zwölf Shaolin-Maximen: «Besiege Eile mit Langsamkeit.» Sie lehrt uns, dass Hektik und Ungeduld zu Fehlern führen kann, ob

nun im Ring oder im Alltag. Laotse, der chinesische Philosoph und Begründer des Daoismus, war sogar fast noch eine Spur konsequenter: «Es ist besser, nichts zu tun, als mit viel Mühe nichts zu schaffen», sagte er einst. Alles oder nichts also, dachte ich, als meine halbe Stunde im Heiligkreuz langsam ihrem Ende zog. Und beschloss, nochmal 30 Minuten weiterzuwarten. Zur Abhärtung sozusagen.

Kreuzbleiche: Aufgefressen

Manchmal, mitten im Alltag, überkommt mich wie aus dem Nichts eine Lebensmüdigkeit, das erschöpfende Gefühl, ständig funktionieren zu müssen, immerfort und jederzeit. Ich bin wie diese Strasse, dachte ich, als ich wartend an der Kreuzbleiche hockte und mir die Szene so besah. Tonnenweise schossen die Fahrzeuge aus den Eingeweiden der Stadt, alles war laut und grau in tausend Farben. Berufstätige Fratzen wälzten sich lustlos aneinander vorbei. Wohl oder übel musste ich zugeben: Dieser Ort passte wahrlich ideal zur nagenden Tristesse.

Wie so oft in diesen Momenten vermisste ich meine Kindheit. Ich dachte daran, wie wir nachmittags hinausgezogen sind, ab in die Felder, ab in den Wald – ohne Ziel oder Plan, dafür mit umso mehr Proviant. Es gab Tage, da verloren wir jegliches Zeitgefühl, kullerten stundenlang die Naturrutsche des Dorfbachs hinunter, bauten Eishöhlen und Bauhütten, mixten Zaubertränke aus Putzmitteln, erforschten verbottene Baustellen und beschworen mitternachts auf dem Friedhof unsere Freundschaft. Wenn uns langweilig war, hockten wir Sauerampfer kauend zwischen den Heumaden, oder wir zählten die Schiffe auf dem Bodensee, der im Hochsommer glitzernd das Tal füllte. Oder wir schnitten so lange Grimassen, bis die Kühe neben uns, samt ihren Wimpern und Kälbern, irritiert das Weite suchten. Damals konnten wir uns treiben lassen, Segler und Schiff zugleich sein. «Wie ein ewiger Sonntag im Gemüte», war es dem Taugenichts in Joseph von Eichendorffs romantischem Novelle, als er pfeifend auszog, um das Leben zu erkunden – das war unser Lebensgefühl.

Die Kreuzbleiche schien immer hässlicher zu werden, je länger ich so da sass und in der Vergangenheit wühlte. Mittlerweile gehörst du selber zu denen, die vom Taugenichts insgeheim belächelt werden, als er sein Dorf verlässt, hörte ich Tristesse neben mir sagen. Du stehst doch genauso schweigend und strebsam am Rand einer Strasse. Und den Sonntag hast du schon lange nicht mehr im Gemüt, sondern auf Monate hinaus verplant. Nun war ich ernsthaft verdrossen. Wo sind sie hin, die Taugenichtse? Aufgefressen vom Leben, das sie suchten? Ist plan- und zielloses Umherstreifen nur noch Luxus in einer machtgetriebenen Welt wie unserer? Die meisten sind mit dem Einhalten ihrer Work-Life-Balance beschäftigt, habe ich oft den Eindruck; mit dem Mithalten im Job, dem Abschalten in der Freizeit, dem Aushalten lukrativer Partnerschaften – was für eine Herausforderung für ein durchschnittliches mitteleuropäisches Zeitbudget!

Kein Wunder, kam es mir später in den Sinn, dass wir alle ständig an Smartphone rumspielen, statt anderswie auf den Bus oder das Bier zu warten: Es steigert die Effizienz! Jede Mail, die man währenddessen schreibt, ist heutzutage pure Zeit wert. Synergien, Baby, Synergien!, hörte ich meinen inneren Aussendienstler rufen. Und Tristesse stimmte leise mit ein. Trotzig, aber nicht mehr gar so lebensmüde nahm ich

sie bei der Hand und machte mich auf ins nahegelegene Café, wo eine alte Freundin von mir kellnerte. Um diese Zeit war für gewöhnlich kaum etwas los und so konnte ich mich gleich doppelt freuen: über ein Feierabendbier und den längst überfälligen Schwatz mit ihr. Das fand ich wahnsinnig effizient.

St. Mangen: Erlebnisorientiert

Geduld ist etwas für reife Leute, dachte ich, als das ältere Ehepaar in meine Richtung kam. Wers so weit schafft zusammen, weiss den Dingen Zeit zu geben. Obwohl: Es gibt auch «überreife» Leute, jene, die dem Warten auf den Tod selbst ein Ende setzen. Andere verurteilen sie dafür, sehen Selbstmord als Sünde. Vielleicht gibt es ja deshalb in vielen Religionen eine so ausgeprägte Wartekultur. Moses zum Beispiel hat 40 Jahre gewartet. Andere warten auf den Messias. Und Zen-Mönche, die haben auch Geduld.

Ich habe Warten immer unerträglich gefunden. Woher diese chronische Ungeduld kommt? Möglicherweise gibt es dafür eine genetische Veranlagung, wer weiss. An meiner Erziehung kanns jedenfalls nicht liegen, sonst würden meine Brüder diesbezüglich nicht so völlig anders ticken. Ob es was Ernstes ist? Wundern täts mich nicht, wo doch heutzutage beinah jede Normabweichung ihre Diagnose hat. Samt Therapie natürlich.

Das war zynisch, sorry. Aber es gibt durchaus Studien, die unserem Zeitalter eine wachsende Ungeduld bescheinigen. Im kapitalistischen Kreisen etwa profitiert man ungemein von «Instant Gratification», damit ist die Tendenz zu sofortiger Bedürfnisbefriedigung mittels Produkten oder Dienstleistungen gemeint. In der Soziologie spricht man dabei von einer «Zunahme der Erlebnisorientierung». Seit der Nachkriegszeit habe sich unsere Beziehung zu Gütern und Dienstleistungen sukzessive verändert. Die westliche Wohlstandsgesellschaft sei heute nicht mehr überlebensorientiert wie früher, sondern erlebnisorientiert, schrieb der Sozialforscher Gerhard Schulze und prägte so den Begriff der Erlebnisgesellschaft. Sein gleichnamiger 800-Seiten-Wälzer ist 1992 erschienen. Ich muss wohl nicht mehr ausführen, was sich seither alles getan hat auf den Werbe-, Unterhaltungs- und Freizeitmärkten.

Schulzes Ziel war es, die gesellschaftlichen Auswirkungen erlebnisorientierten Konsums zu beschreiben. Eine davon nannte er «Ästhetisierung des Alltagslebens»: «Design und Produktimage werden zur Hauptsache, Nützlichkeit und Funktionalität zum Accessoire.» Diese (Pseudo-)Ästhetisierung sei Teil eines umfassenden Wandels und beschränke sich deshalb nicht nur auf Güter und Dienstleistungen, diagnostizierte der Soziologe: «Das Leben schlechthin ist zum Erlebnisprojekt geworden. Zunehmend ist das alltägliche Wählen zwischen Möglichkeiten durch den blossen Erlebniswert motiviert: Konsumartikel, Essgewohnheiten, Figuren des politischen Lebens, Berufe, Partner, Wohnsituationen, Kind oder Kinderlosigkeit.»

Diese Erlebnisorientierung mündet laut Schulze in einem «habitualisierten Hunger, der keine Befriedigung mehr zulässt». Befriedigung wird also zur Gewohnheit, das Erleben zum Sinn des Lebens. Doch was ist die Folge? Sein soziologischer Befund lautet: Angst vor Langeweile aus Angst, etwas zu verpassen. Dieses Gefühl kennen viele in meiner Generation; dieses ständige Hinterfragen, ob man auch wirklich die beste aller möglichen Optionen gewählt hat, sei

es nun in der Partnerschaft, im Berufsleben oder in der Freizeit. Mein Befund wäre ein leicht anderer: Schlimmer als etwas zu verpassen, ist es, nichts zu nützen. Langeweile ist auch deshalb so unerträglich, weil wir in einer Zeit leben, in der möglichst jede Tätigkeit Profit bringen soll.

Kinderfestplatz: Absehbar

Meine Oma und ich hatten früher eine Art Spiel: «Wa mommer ha?», fragte sie, und ich antwortete immer wie aus der Pistole geschossen: «Deduld!» Damals war ich etwa drei oder vier. Später, als Teenager und darüber hinaus, riet mir mein Vater regelmässig dasselbe, wenn ich mit meinen Problemen zu ihm kam: «Musch d'Ziit schaffe loh», schloss er für gewöhnlich und klopfte versöhnlich auf meine Schulter. Dann musterte er seelenruhig weiter die Baumwipfel auf der Krete über uns. Heute sind sie tot, er und meine Grossmutter – und ich noch genauso ungeduldig wie früher. Wenigstens ertappte mich hin und wieder dabei, wie ich verstohlen «Deduld mommer ha, Deduld» vor mich himmurmle. Der Satz meines Vaters ist mit den Jahren sogar fast schon zu einer Art Mantra geworden.

Als ich so dort sass, wartend unter der mächtigen Linde auf dem Kinderfestplatz, die Gedanken tief im Gestern, kamen mir diese Ratschläge plötzlich irgendwie billig vor. Sicher, dachte ich, die allermeisten Probleme lösen sich mit der Zeit fast von selbst. Aber was für Probleme hat denn jemand wie ich schon? Worauf warte ich denn, ausser auf den Pizzaboten, die Periode oder das neue Album von Soko? Darf ich als Erste-Welt-Geborene überhaupt irgend etwas erwarten?

Ich dachte an Rubaschow, die Hauptfigur aus einem meiner Lieblingsbücher, Arthur Koestlers *Sonnenfinsternis*. Nicolai Salmonowitsch Rubaschow ist ein Revolutionär, ein Weggefährte Lenins, der während Stalins Säuberungen als Trotzkist und Verräter verurteilt wird. Der Roman ist auf Rubaschows Haftzeit in der Einzelzelle angelegt, auf die drei zermürbenden Verhöre und den bitteren Gesinnungswandel, der ihn letztlich dazu bringt, sich als Konterrevolutionär zu bekennen und hinrichten zu lassen. Während dieser ganzen Zeit leidet Rubaschow an schier unerträglichen Zahnschmerzen. Erst als er sein Todesurteil hört, als «jene gesegnete Stille während des Prozesses sich auf ihn herabgesenkt hatte», verschwindet der Schmerz.

Ich dachte zurück an all die Momente, in denen ich mich verteufelt hatte für dieses Warte-Experiment. Momente, in denen ich zu verzweifeln drohte an der selbstaufgerlegten Untätigkeit. Und plötzlich kam ich mir nur noch lächerlich vor. Ja, ich schämte mich zutiefst, derart ungeduldig gewesen zu sein. Dieses Recht stünde den Flüchtlingen, den Kranken, den Rubaschows dieser Welt zu, aber ganz sicher nicht mir. Denn die wahre Tragik des Wartens liegt in der Unabsehbarkeit.

Corinne Riedener, 1984, ist Saiten-Redaktorin.

Ich betrachte das Leben als eine Herberge, in der ich verweilen muss, bis die Postkutsche des Abgrunds eintrifft. Ich weiss nicht, wohin sie mich bringen wird, denn ich weiss nichts. Ich könnte diese Herberge als ein Gefängnis betrachten, weil ich gezwungen bin, in ihr zu warten; ich könnte sie auch als einen Ort der Geselligkeit ansehen, weil ich hier anderen Menschen begegne. Doch bin ich weder ungeduldig noch gewöhnlich. Ich überlasse die ihrer Neigung, die sich in ihr Zimmer einschliessen, träge aufs Bett sinken und dort schlaflos warten, so wie ich auch die ihrem Treiben überlasse, die sich in den Salons unterhalten, aus denen Stimmen und Musik zu mir dringen und mich angenehm berühren. Ich setze mich an die Tür und berausche mich mit Aug und Ohr an den Farben und Tönen der Landschaft und singe langsam, für mich allein, undeutlich Lieder, die ich während des Wartens komponiere.



